

IV. In der Hauptstadt

Seine hatte schon in Göttingen vorausgesehen, daß man ihn nach Berlin schicken würde. Es müssen wohl besondere, uns unbekannte Gründe vorgelegen haben, denn daß man den ungerateneren Sohn zur Belohnung in die Großstadt sandte, die ihm noch mehr Zerstreuungen bot als die bisherigen kleinen Universitätsstädte, ist kaum anzunehmen. Im Frühjahr 1821 traf der Dichter dort ein, nachdem er vorher seine Eltern in ihrem neuen Wohnsitz Oldesloe besucht und auf der Durchreise in Hamburg alte Schmerzen erneuert hatte. Am 4. April wurde er an der dritten Hochschule immatrikuliert.

Berlin war damals noch nicht die Millionenstadt von heute, aber doch schon eine Großstadt mit einer geistig geweckten, regen Bevölkerung. Es war ganz anders als Hamburg und Frankfurt, die beiden größern Orte, die der Dichter kannte. Dort herrschte der Handel, in Berlin dagegen spielten Kaufmannschaft und Industrie eine untergeordnete Rolle. Den Ton bestimmte der Hof, an den sich die fremden Gesandtschaften, die höhere und niedere Beamtenerschaft, die Offiziere und die Gelehrten der Universität stufenweise angliederten. Die Lebensführung war unter dem sparsamen, hausväterlichen Friedrich Wilhelm III. einfach und solide, aber doch glänzender als alles, was der junge Harry bis dahin gesehen hatte. Die Interessen der Gesellschaft waren ausschließlich schöngeistig. Die Politik war verpönt, aber es bedurfte kaum der Staatsgewalt, die jede politische Erörterung, ja selbst die leiseste politische Anspielung argwöhnisch unterdrückte, sondern die Zurückhaltung war eine freiwillige und unerzwungene. Diese Beamten und Offiziere dienten dem König und dem Staat, sie schimpften wohl mal, aber sie kritisierten nicht und scheuten die Öffentlichkeit. Sie taten ihre Pflicht, aber als nüchterne Preußen hatten sie für großdeutsche Romantik für Freiheits- und Einheitsbestrebungen oder gar für eine Verfassung im süddeutschen Stil mit viel Reden und wenig Taten nichts

übrig. Es herrschte ein partikularistischer Geist; man fühlte sich mehr als Preuße denn als Deutscher und hatte mit dem Wiederaufbau des durch Krieg und feindliche Erpressung verarmten eignen Staatswesens so viel zu tun, daß man sich weder ein Großdeutschtum noch sonst einen Luxus leisten konnte.

Das kam auch in den künstlerischen Bestrebungen zum Ausdruck. Die Pflege der bildenden Künste und der Architektur erfordern Geldmittel, wie sie weder die Privatleute des damaligen Berlin besaßen, noch der karge Staat oder der sparsame Herrscher aufzubringen vermochten. Auch fehlte es trotz Rauch an Stil und Tradition in der rasch zusammengewürfelten Stadt. Die Feldherrndenkmäler Friedrich Wilhelms III. sind der Ausdruck dieser Armut und Geschmacklosigkeit. Musik und Literatur stellten keine Ansprüche an den Geldbeutel. So begeisterte sich das damalige Berlin für das Theater, für den neuesten Roman und das neueste Gedicht. In der Gesellschaft wurde vorgelesen, wenn möglich von dem Autor selbst, und wenn man seiner nicht habhaft werden konnte, wie in den bescheideneren Bürgerkreisen, so besorgte es irgendein stimmbegabter Jüngling. War die Deklamation vorüber, so wurde musiziert und gesungen. Jedes junge Mädchen spielte Klavier, es gehörte zum guten Ton, die Konzerte zu besuchen, und der Streit um den „Freischütz“ teilte Berlin, was keine politische Frage vermochte, in zwei feindliche Lager. Jede neue Aufführung sei es einer Oper, sei es eines Schauspiels wurde zu einem Ereignis von ungeheurer Wichtigkeit aufgebauscht, das tagelang von der Kritik in langatmigen Aufsätzen besprochen wurde. Erfolgreiche Sänger und Mimen, besonders weiblichen Geschlechtes, wurden vergöttert, jeder kannte und grüßte sie wie die Mitglieder des königlichen Hauses. Die Sontag sah die ganze Stadt zu ihren Füßen und der Wettbewerb zwischen der Grelinger und der Stich fand bei Presse und Publikum ein tausendfältiges Echo. Die Universität brachte wohl eine ernste Note in dieses oberflächliche gesellschaftliche Treiben, aber die Zeiten der Not, wo die ganze Stadt zu Fichtes Vorlesungen und zu Schleiermachers Predigten eilte, waren längst vorüber. Der Einfluß der

großen Gelehrten, die Berlin damals beherbergte, beschränkte sich auf eine dünne Oberschicht, der Alexander von Humboldts auf den Hof, der Savignys auf katholische Kreise. Am meisten begehrt waren die Männer der Wissenschaft noch in den gebildeten und reichen jüdischen Familien, aber auch dort zog man ihnen Autoren, Dichter, Komponisten, Sänger, Violinvirtuosen und Klavierspieler vor, zumal solche ausländischen Ursprungs.

Heine hat seine Berliner Eindrücke in „Briefen aus Berlin“ (VII, 196 ff.) geschildert, die 1822 erschienen sind. Erlauschtes und Erlebtes ist darin mit jugendlichem Humor gefällig zusammengestellt, Nachrichten über den Hof und die auswärtigen Gesandtschaften, Berichte über Schauspiel, Oper und Konzerte, über vornehme Restaurants und berühmte Künstler und Künstlerinnen, sowie Theater und Literaturklatsch. Dazu einige versteckte Bosheiten und Sticheleien, Spott über einen „teutschen“ Jüngling, der in Berlin auf günstigen Boden fiel, und bei allem Royalismus ein bißchen Opposition. Es ist genau das, was der königlich preußische Staatsbürger zu hören wünschte und was er in seiner Zeitung, ob er nun die „Spenerische“, die „Vossische“ oder Gubitz' „Gesellschafter“ las, ungefähr ebenso fand. Heine ahmte den damaligen Journalistenstil nach, die Zeitung hat ihm als Vorbild gedient, und wenn er die Zeitungsschreiber durch guten Stil, Frische der Anschauung und Reiztheit des Ausdrucks übertraf, so liegt es daran, daß der Neuling seine Kunst noch mit Liebe, nicht nur des Erwerbes wegen betreibt. Er hat noch Freude an seiner Tätigkeit, er interessiert sich selbst noch für die Dinge, für die er die Leser zu interessieren sucht. Darum schreibt er frischer und anschaulicher als die routinierten Journalisten, aber in der Sache besteht kein Unterschied zwischen dem damaligen Feuilleton und seinen Briefen. Sie sind, wenn auch die Zensur einige kräftige Striche vornahm, ebenso harmlos und halten sich ebenso an der Oberfläche wie die gesamte damalige Presse. Der Verfasser ist von allem entzückt, von dem Opernball und der Jagorschen Küche ebenso begeistert wie von den Hohenzollern. Über diese äußert er sich in schwärmerischer Weise. „Unser“ König ist „eine schöne,

edle, ehrfurchtgebietende Gestalt“, seine älteren Söhne tragen „Mut und Hoheit auf den edeln Gesichtern“, der jüngste hat „fromme Züge und liebecklare Augen, „unsre“ Alexandrine gleicht den „ritterlichen Frauengestalten aus dem Zauberspiegel alter Märchen“ und der Blick weidet sich an den „herrlichen Reitergestalten“ der Offiziere. Man ist geneigt, an des Verfassers Aufrichtigkeit zu zweifeln. Als romantischer Rheinländer, als Jude und ehemaliger großdeutscher Burschenschaftler konnte er im Gegensatz zu dem idealen Deutschland das reale Preußen nicht lieben, und noch weniger das Militär, die Berufssoldaten, die ja von den einstigen Freiwilligen als bezahlte Fürstentknechte und Söldlinge verachtet wurden. Aber Heine ist aufrichtig, er ist fast immer aufrichtig, außer in den wenigen Fällen, wo er gegen seine Natur politisch klug sein will. Er ist Stimmungsmensch, er erliegt dem ersten Eindruck. Berlin entzückte ihn nach dem langweiligen Göttingen und gefiel ihm im Vergleich zu dem unerfreulichen Hamburg. So findet er dort alles und jedes schön und bewundert selbst Friedrich Wilhelm III., den er später als „trocknen Taps und nüchternen Duckmäuser“ verhöhnte, wie er einst Blücher bewundert hatte, in dem er jetzt nur noch einen „Husaren und Pharaospieler“ sah. Heine ist darin ganz Dichter, daß das Persönliche bei ihm das Sachliche weit überwiegt. Wenn er kämpft, so bekämpft er Menschen, nicht Einrichtungen; wenn er lobt, so sind es Personen, die ihm zusagen, nicht Zustände, die er billigt. So kommt es, daß ihn Menschen durch ihren Anblick entzücken, mit denen er nach ihrer politischen oder sonstigen sachlichen Stellung keine Sympathie haben kann. Die Anschauung ist so stark, daß sie das Urteil verdrängt.

Der Aufenthalt in Berlin ließ sich erfreulich an. Es scheint, daß sich Heine gleich bei seiner Ankunft weniger als Student und mehr als angehender Dichter fühlte. Diese Auffassung verstärkte sich durch die Aufnahme, die er in der Gesellschaft fand, und durch mehrere lyrische und epische Dichtungen, die gleich in den ersten Jahren erschienen und ihn als Kollegen neben die ersten Autoren der Residenz stellten. Er ließ sich zwar noch immatrikulieren, aber

wieder hörte er nur Kollegien, die seiner allgemeinen Ausbildung, nicht seinem juristischen Studium dienten, und wenn er in dieser Zeit Zukunftspläne machte, so lagen sie außerhalb der Jurisprudenz. Er dachte daran, Redakteur und Herausgeber einer Zeitschrift zu werden, er hoffte auf eine Professur in der philosophischen Fakultät, er wollte sich als Schriftsteller am Rhein niederlassen, oder wenn das nicht glückte, nach Paris gehen und sogar in die französische Diplomatie eintreten. Es sind jugendlich unbestimmte Pläne, aber sie beweisen, daß der Dichter innerlich schon mit der Jurisprudenz gebrochen hatte. Er arbeitete zwar in Berlin an einem „historischen Staatsrecht des germanischen Mittelalters“, das nach seiner eigenen Aussage der Vollendung nahe war. Aber wenn diese Angabe richtig ist, so beruhte das Werk wohl auf dem Einfluß Sartorius' und war sicher mehr geschichtlich als juristisch, da dem Verfasser noch alle Rechtskenntnisse fehlten. Auch Verkehr mit Studenten unterhielt er nur noch spärlich. Zwar wurde er nochmals in einen akademischen Ehrenhandel verwickelt, weil er ein höheres Semester als „Fuchs“ angerechnet hatte, aber das Duell, das nach dieser schweren Beleidigung unvermeidlich war, verlief unblutig, weil weder er noch der blutdürstige Gegner das Rapier zu handhaben wußten. Diese Kindereien waren gewiß nicht geeignet, ihn dem akademischen Leben wieder zuzuführen. Bier und Tabak wurden ihm immer peinlicher. In dem geräuschvollen Treiben der Großstadt zeigten sich die ersten Spuren seiner erschütterten Gesundheit. Der Fünf- undzanzigjährige klagt beständig über Kopfschmerzen, tagelang kann er keinen Menschen sehen und keine Feder anrühren. Auch Angstgefühle stellen sich gelegentlich ein und wechseln mit Depressionen, besonders in Zeiten von Geldmangel, aber es sind noch vorübergehende Zustände, die durch die Hoffnungslosigkeit der Jugend überwunden werden.

Die bedeutenden Rechtslehrer der Berliner Universität sind ihm, zum mindesten persönlich durchweg fremd geblieben, von allen Professoren stand er nur mit dem Philosophen Hegel in Verkehr. Seine Vorlesungen wurden damals nicht nur von Studenten, sondern

von gereiften Männern aller Schichten und Stände besucht. Sein absoluter Idealismus war das Bekenntnis des damaligen Preußen, eine Lehre, die die gesamte Erscheinungswelt in Staat, Kunst und Religion aus dem absoluten Geist zu entwickeln versuchte. Hegel stellte als letzter ein das ganze All umfassendes System auf und er hat es mit erstaunlicher Geistesstärke und mit einer glänzenden, alle Lücken und Risse verdeckenden Dialektik durchgeführt. Die Zeitgenossen standen geblendet, wenn sie sich durch den Philosophen zu der Höhe des eignen sieghaften Ich erheben ließen. Auch die Eindrucksfähigkeit des jungen Heine erlag diesem Zauber. Zwar sträubte sich manches in ihm gegen die Lehre des Philosophen. Seine romantische Auffassung widerstrebte der konstruierenden Vernunft, sein poetisches Selbstgefühl wollte sich nicht zur „Idee“ auflösen lassen, aber dann schmeichelte es wieder seinem Stolz, als er von Hegel erfuhr, „daß nicht, wie meine Großmutter meinte, der liebe Gott, der im Himmel residiert, sondern ich selbst hier auf Erden der liebe Gott sei“ . . . daß er „selber das lebende Gesetz der Moral und der Quell des Rechtes und aller Befugnis“ sei. Ein überzeugter Anhänger Hegels ist Heine niemals geworden, die Lehre war auch für einen Dichter unbrauchbar, der kein „abstrakter Denker“ sein kann und darf, aber unzweifelhaft ist, daß er Hegel damals auf das höchste bewunderte. Die Persönlichkeit des Mannes, für den es kein Geheimnis der Schöpfung zu geben schien, wirkte auf die Phantasie des Dichters. Heine gab später in einer Unterhaltung mit dem befreundeten Vassalle zu, daß er von dem Hegelschen System herzlich wenig begriffen habe, daß ihn aber eine persönliche Begegnung mit dem Philosophen zu dem Glauben brachte, daß seine Lehre den „wahren geistigen Kulminationspunkt der Zeit“ bilde. Sicher hat der junge Dichter alle Kollegien des Philosophen gehört, der in der Zeit seines Berliner Aufenthaltes über Logik und Metaphysik, über Religions-, Rechts- und Naturphilosophie, über Psychologie und Geschichte der Philosophie las. Aber die Vorlesungen genügten ihm offenbar nicht, er suchte den Meister persönlich auf, um von seinen Lippen der Weisheit letztes Wort zu hören,

das er in der Öffentlichkeit nicht aussprechen durfte. Das ist der Sinn der verschiedenen Anekdoten, die Heine später über seine Begegnungen mit Hegel zumeist in spöttisch-humoristischem Ton berichtet hat. Es klingt aus ihnen die Enttäuschung des Jünglings, dem das Rätsel des Lebens nicht erschlossen wurde, und die Enttäuschung des Mannes, der die einstige Begeisterung belächelt.

Hegel hat einen weitreichenden und nachhaltigen Eindruck auf Heine ausgeübt. Darf man ihn auch nicht zu den Anhängern des Berliner Philosophen rechnen, so wurde doch das gesamte Denken des Dichters durch ihn in stärkster Weise beeinflusst. Zunächst rüttelte er den Schüler aus dem süßen Traum der Romantik auf. Durch Hegel wurde die Vernunft wieder eine Macht im Leben des Dichters, er hörte auf, einseitig historisch-romantisch zu denken, und begann die Dinge mit dem kritischen Auge der Vernunft zu betrachten. Es genügte ihm nicht mehr, daß alles im Lauf der Geschichte so herrlich geworden war, sondern er prüfte, ob es so herrlich noch heute sei. Die Hegelsche Lehre, mochte sie selbst romantische Keime enthalten und aus der Romantik erwachsen sein, drängte zu einem Bruch mit dieser Geistes- und Kunstrichtung; sie hat den Zwiespalt in Heines Brust gelegt, der bis dahin frisch und fröhlich in dem Fahrwasser der Romantik geplätschert war. Wenn er später seine Entwicklung überschaute, so war er Hegel nicht dankbar. Und er hatte recht. Die Bahn, auf die ihn Hegel wies, hat ihn nicht glücklich gemacht, aber doch zu dem, was der Name „Heinrich Heine“ heute der Welt bedeutet.

Die erste Folge war, daß er sein Verhältnis zur Religion einer Revision unterzog. Er war äußerlich im Judentum aufgewachsen, durch Schule und noch mehr durch die Romantik der Universitätszeit hatte er sich dem Katholizismus genähert, ohne jedoch den gelegentlich erwogenen Übertritt zu dieser Konfession zu vollziehen. Auf der andern Seite hatte er auch keine Abneigung gegen die Taufe, wie sich bei Wahl seines juristischen Berufes zeigte, denn diese war ja Voraussetzung zur Ausübung der Advokatur. Er huldigte der religiösen Indifferenz, die in den gebildeten Schichten

von damals üblich war, er glaubte an Gott, ohne daß dieser Deismus die bestimmte Form eines Bekenntnisses annahm oder eine praktische Bedeutung gewann. So erklärte er noch 1822, kein Mensch könne in Wirklichkeit Atheist sein, sondern müsse seiner Natur nach an ein höheres Wesen denken: „Das ist seine Bestimmung.“ Hegel leugnete die Existenz Gottes nicht, aber in seinem System hatte er nur als „absolute Idee“ einen Platz. Heine selbst erklärte, daß er durch Hegel zum Atheisten geworden sei und daß dieser seinen Gottesglauben zerstört habe. Es mag sein, daß der Schüler den Meister nicht richtig verstand und das Kind mit dem Bade ausschüttete, auf jeden Fall war die Folge, daß er sich seit der Annäherung an Hegel mit Stolz als gebornen „Feind jeder positiven Religion“ bezeichnete. Während seines zweiten Göttinger Aufenthaltes prahlte er mit seinem Unglauben und rühmte sich, nur noch an den pythagoräischen Lehrsatz und das Landrecht zu glauben.

Heine hat niemals das Wesen der Religion verstanden. Solange er gesund war, schätzte er sie als künstlerische Stimmung, trefflich geeignet als eine Grundlage der Poesie, aber er vermeinte, daß sie auch nur noch durch die Kunst erhalten werde und im wirklichen Leben abgewirtschaftet habe. Glaube und Mangel an Einsicht, wenn nicht gar Glaube und Heuchelei schienen ihm gleichbedeutend. Er ahnte nicht, daß die Religion noch eine Macht über die Geister besaß, und in der neu erwachenden Gläubigkeit vermochte er nur einen Rückfall in das Mittelalter und in kirchliche Knechtschaft zu sehen. Er hörte in Berlin Schleiermacher, der es versuchte, den Glauben mit dem Wissen zu verbinden, aber seine Predigt erweckte dem Hegelschüler „keine sonderlich gottseligen Gefühle“, wenn er auch der Persönlichkeit und dem Wahrheitsmut des Mannes Gerechtigkeit zollte. In den „Briefen aus Berlin“ heißt es: „Ich finde mich im bessern Sinne dadurch erbaut, erkräftigt und wie durch Stachelworte aufgegeißelt vom weichen Flaumenbette des schlaffen Indifferentismus. Dieser Mann braucht nur das schwarze Kirchengewand abzuwerfen, und er steht da als ein Priester der Wahrheit.“

Wurde er durch Hegel der Religion entfremdet, so kamen andre

Umstände dazu, die die Absage an den Glauben zu einem Haß gegen das Christentum und Deutschtum steigerten. Heine, der auf seinen bisherigen Universitäten offenbar nicht ohne Absicht außer Steinmann keinen jüdischen Verkehr gehabt hatte, war einer Gruppe hochbegabter und hochgesinnter junger Israeliten nahegetreten, die sich die Erneuerung des Judentums zur Aufgabe gemacht hatten. Die Verbindung wurde mittelbar durch Hegel hergestellt, denn die neuen Freunde waren zumeist begeisterte Anhänger und Schüler des großen Philosophen. Diese Patenschaft ließ von Anfang an die Befürchtung aufkommen, daß ihre Bestrebungen sich mehr im Reiche der absoluten Idee als auf den gangbaren irdischen Pfaden bewegen würde. Der geistig bedeutendste und der Führer der Bewegung war Eduard Gans, der nachmalige bekannte Rechtsphilosoph der Berliner Universität, ein Mann von großen Fähigkeiten, glänzender Rednergabe, aber auch krankhafter Eitelkeit; neben ihm wirkten Leopold Zunz mit seinen gediegenen wissenschaftlichen Arbeiten zur Erkenntnis des jüdischen Altertums, Ludwig Marcus, der später durch die Unterstützung des großen Astronomen La Place eine Professur in Dijon erhielt, Immanuel Wohlwill, den die Hamburger „Patriotische Gesellschaft“ 1834 zu ihrem Ehrenmitglied ernannte und vor allem Moses Moser. Von Beruf Bankier, besaß er doch eine ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung und widmete sich der Sache des Judentums und der seiner Freunde mit einer Selbstlosigkeit und edeln Hingabe, daß ihm im Kreise der Gefährten der ehrenvolle Spitzname „Marquis Posa“ erteilt wurde. In Verbindung mit David Friedländer und Lazarus Bendavid, die die ältere Mendelssohn'sche Tradition fortsetzten und mehr von Kant als von Hegel beeinflusst waren, gründeten diese jungen Leute im November 1819 in Berlin einen „Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden“. Gerade um diese Zeit war es in verschiedenen deutschen Städten zu widerwärtigen Ausschreitungen gegen die Juden gekommen, durch die den einsichtigen und gebildeten Israeliten der große Zwiespalt klar vor Augen geführt wurde, der die Masse ihrer Glaubensgenossen von den christlichen Deutschen trennte. Diese

Kluft zu überbrücken, war das Ziel des neuen Vereins, er war bestimmt, das Werk Moses Mendelssohns wieder aufzunehmen und zu vollenden.

Die jahrhundertelange Absperrung hatte es bewirkt, daß die deutschen Juden des 18. Jahrhunderts in einem unbeschreiblichen Zustand der Unwissenheit sowie der geistigen Erstarrung und seelischen Verwahrlosung lebten. Über die Mauern des Ghetto — und Ghetto war überall, wo Juden in größerer Menge beisammenwohnten — drang kein Hauch des neuen Geistes, der damals Europa und Deutschland erfüllte. Man schachtelte und feilschte dort, man mauschelte und murmelte sinnlose Gebete in einer unverständlichen Sprache, man verkam in Schmutz und sperrte sich mit der ganzen Überhebung der Unkenntnis gegen die Andersgläubigen ab. Die selbstgewählte Beschränkung war viel wirksamer als die von den christlichen Machthabern verhängte. Was half es, daß die Regierungen unter dem Druck der Aufklärung die Fesseln lockerten, die Juden wollten wohl aus dem örtlichen, aber nicht aus dem geistigen Ghetto heraus. Sie wollten keine Gemeinschaft, die ihnen als Befleckung erschien. Moses Mendelssohn wagte es, diesen Bann zu brechen. Er lernte deutsch und studierte als Autodidakt, er erwarb sich eine hohe wissenschaftliche Bildung und bewies, daß auch ein Jude Mitglied der europäischen Kulturgemeinschaft sein könne. Der bescheidene Mann, der Freund Lessings, wirkte nicht durch seine wenig gehaltvollen philosophischen Schriften, die nur durch die erstaunliche Tatsache, daß sie von einem Juden stammten, einen sachlich nicht verdienten Ruhm erlangten, sondern durch seine Person und Lebensführung. Sein Vorbild aber war weit davon entfernt, begeisterte Nachahmung zu finden, im Gegenteil, die beschränkten oder machtlüsternden Rabbiner hielten mit echt jüdischer Zähigkeit an dem Hergebrachten fest und stemmten sich mit allen Mitteln eines bornierten Glaubens der neuen Richtung entgegen. „Sit ut est aut non sit!“ Sie fühlten wohl nicht unrichtig, daß es für das Judentum nur zwei Möglichkeiten gab, entweder für sich zu bleiben oder völlig in der größeren Gemeinschaft aufzugehen. So

blieb die Zahl der Eltern, die ihre Kinder auf christliche Schulen schickten, äußerst gering, und noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts wagte der Rabbiner in Posen, also in einer Stadt der preußischen Monarchie, einen Talmudschüler in den Bann zu tun, weil der Neuerungsüchtige darauf bestand, die deutsche Sprache zu erlernen. Die meisten Juden aber, denen es gelang, sich eine europäische Bildung anzueignen, schütteten das Kind mit dem Bade aus und wollten von ihren rückständigen Glaubensgenossen überhaupt nichts mehr wissen. Sie sagten sich entweder innerlich oder äußerlich durch die Taufe vom Judentum los. Nur vereinzelte Menschenfreunde setzten das Werk Mendelssohns fort, indem sie Schulen stifteten, wo die jüdische Jugend in deutscher Sprache und deutscher Bildung erzogen wurde.

Dieser Assimilierungsprozeß ging den Enthusiasten und Idealisten, die sich in dem „Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden“ zusammengefunden hatten, viel zu langsam. Sie empfanden die Rückständigkeit, die Erniedrigung und die Schmach ihres Volkes zu lebhaft, um die Heilung der allmählichen Entwicklung zu überlassen. Sie wollten eingreifen und ihre Glaubensgenossen zu der geistigen Höhe erheben, die sie selber erlangt hatten. Es war also nicht die Absicht, den Juden mehr Rechte zu verschaffen, sondern sie zu bilden, und zwar so weit zu bilden, daß jeder Unterschied zwischen ihnen und den Deutschen verwischt wurde, außer dem des religiösen Bekenntnisses, den die Hegeljünger natürlich sehr niedrig einschätzten. Durch den Sieg der Idee sollte die bisherige Scheidewand eingerissen werden. An Begeisterung fehlte es den Gründern nicht, auch nicht an gutem Willen und Wissen, wohl aber an praktischer Erfahrung und an dem praktischen Blick für das, was dem damaligen Judentum nottat. Der Verein rief ein „wissenschaftliches Institut“ ins Leben, eine Akademie, in der Gans die elegantesten Reden hielt, und er und die andern Hegelianer in ihren Vorträgen wissenschaftliche Fragen behandelten, die mit dem Judentum von 1820 kaum einen Zusammenhang besaßen. Man gründete eine „Zeitschrift für die Wissenschaft des Judentums“, die schon

deshalb keine größere Leserschaft finden konnte, weil ihre Artikel ebenso gelehrt wie schlecht stilisiert waren, man begann eine „Geschichte der Israeliten“, die nicht über den ersten Band hinauskam, und man legte ein gewiß sehr gut geordnetes und materialreiches Archiv an. Das alles war wundervoll, aber es interessierte im Grunde doch nur die Mitarbeiter selber, die in der Akademie und der Zeitschrift eine gute Gelegenheit fanden, ihre wissenschaftlichen Arbeiten zu veröffentlichen. Was nützte es, daß Gans über die Judengesetzgebung im alten Rom, Zunz über die *literae liquidae* der hebräischen Sprache, Markus über den Gebrauch der Beschneidung in Abessinien sprach? Mit dieser Gelehrsamkeit war eine „Vermittlung des historischen Judentums und der modernen Wissenschaft“ nicht zu erreichen. Man kann es verstehen, daß die große Masse der Israeliten an den Vorträgen kein Interesse nahm und sich gleichgültig gegen den Verein und seine Bestrebungen verhielt. Es gelang den Gans und Gefährten nicht, die eignen Glaubensgenossen aus ihrer Teilnahmslosigkeit aufzurütteln. Der Verein brachte es nicht über fünfzig Mitglieder in Berlin und etwa zwanzig in Hamburg. Die reichen Juden versagten sich ihm völlig, und aus Mangel an Mitteln konnten selbst diejenigen Vereinspläne, die einen praktischen Zweck verfolgten, wie die Unterrichtsanstalt für jüdische Knaben, keine große Wirksamkeit entfalten oder mußten wie die Erziehung von jüdischen Handwerkern und Landwirten ganz aufgegeben werden. Heine urteilte später, der Verein habe eine große, aber unausführbare Idee verfolgt. „Geistbegabte und tiefherzige Männer versuchten hier die Rettung einer längst verlorenen Sache und es gelang ihnen höchstens, auf den Wahlstätten der Vergangenheit die Gebeine der ältern Kämpfer aufzufinden. Die ganze Ausbeute jenes Vereins besteht in einigen historischen Arbeiten.“ Dieses Urteil ist bitter und ungerecht. Der Verein hat segensreiche Anregungen gegeben, aber die Mitglieder wollten und mußten ernten, da ihnen die Mittel zum Abwarten fehlten, kaum daß der Acker bestellt war. Und dann fehlte es ihnen allen, mit Ausnahme von Moses Moser an der Liebe, an der ausdauernden

Liebe, die der Missionar haben muß, der seine Arme nach einem undankbaren Volke ausstreckt. Sie empfanden den Schmutz des Judentums als eine Schmach, aber sie liebten die schmutzigen Juden nicht. Vier Jahre konnte sich der Verein halten, dann waren die Mittel erschöpft, die Teilnahme wurde immer geringer und selbst die Regierung bereitete den von ihr nicht verstandenen Bestrebungen Schwierigkeiten. Die Führer verzweifelten, lösten den Verein auf und sagten sich entweder innerlich von der Sache der Juden los oder traten um äußerer Vorteile willen wie Ganz zum Christentum über.

Heine ist dem Verein im August 1822 beigetreten und hat zeitweilig sogar das Amt des Schriftführers bekleidet. Obgleich er noch Student war, wurde er doch sofort in die Akademie aufgenommen, doch scheint er sich hier nicht betätigt zu haben, dagegen gab er Geschichtsstunden in der Unterrichtsanstalt. Er entwarf auch einen Bericht über einen geplanten Frauenverein, der die Ziele des größeren Verbandes innerhalb der Familie verwirklichen helfen sollte, jedoch gelangte der Plan nicht zur Ausführung, da Heines schlechte Gesundheit ihm die Fortsetzung der Arbeit unmöglich machte. Auch für die Zeitschrift hat er erstaunlicherweise keinen Beitrag geliefert, obgleich es ihn, wie er mehrfach schrieb, drängte, den „großen Judenschmerz“ in einem gewaltigen Artikel ausklingen zu lassen, das „düstere Martyrerlied“,

das ich so lang getragen
im flammenstillen Gemüt.

Aber der Aufsatz blieb ungeschrieben, angeblich weil andauernde Kopfschmerzen den Verfasser verhinderten. Der Dichter hat gewiß in jenen Jahren häufig an seiner Migräne gelitten, aber bei gutem Willen hätte er die Arbeit, an der ihm angeblich so viel lag, doch schaffen können. Sein ganzes Verhältnis zum Judentum und zu dem Verein trägt die Schuld, daß sie unterblieb.

Es kann als sicher gelten und es wird durch den anfänglichen regelmäßigen Besuch bestätigt, daß der Dichter sich dem Verein mit Begeisterung anschloß. In seinem bisherigen Leben hatte er

sich um Religion und Judentum herzlich wenig gekümmert, er hatte für die alte deutsche Kaiserherrlichkeit geschwärmt und hatte den Glaubensdunst des Mittelalters eingesogen, aber ohne eine Überzeugung hineinzulegen, mit dem Gefühl, daß dies alles nur ein künstlerisches, die Phantasie beschäftigendes und berückendes Spiel sei. Nach seiner Abstammung und Erziehung konnte sich Heine dieser Romantik nur mit halbem Herzen hingeben. Er konnte sie nicht voll mitmachen, konnte nicht in ihr aufgehen und sie nicht ernst nehmen wie seine Universitätsgenossen. Das Gefühl blieb, daß ihre Sache nicht die seine sei, daß er anders war als die andern. Jetzt kam ihm die Enthüllung. Dieses Gefühl sprach die Wahrheit; er gehörte nicht zu dieser harmlosen Jugend, dieses Mittelalter, für das er geschwärmt, war nicht seine Vergangenheit, dieser Glaube, der in seinen Versen widerklang, nicht seine Religion. Er war ein Jude, nichts als ein Jude. Jetzt drang die Stimme seines Volkes zu ihm, und Heine zögerte nicht, ihr zu folgen. Er stellte sich freudig in die Reihen, in die er zu gehören glaubte, ein Jude zu den Juden. Er war bisher bald hierhin, bald dorthin geschweift, hatte bald nach dieser, bald nach jener Idee gegriffen, ohne Befriedigung und Selbstsicherheit zu erlangen. Der Mangel an Tradition ließ sich nicht überwinden. Jetzt endlich glaubte er festen Boden gefunden zu haben, jetzt stand er an der Stelle, wo er hingehörte, kein einzelner mehr, sondern das Mitglied einer Gemeinschaft, und in dem Bewußtsein des äußeren Anschlusses und der gewonnenen inneren Festigkeit erklärte er stolz: „Ich bin ein jüdischer Dichter!“

Aber gab es das wirklich? Konnte es überhaupt einen jüdischen Dichter in deutscher Sprache geben? War das nicht ein begrifflicher Widerspruch? Und war Heine der Mann, der aus vollem Herzen dem jüdischen Bruder die Hand reichen konnte? Wenn es einer unter den Vereinsmitgliedern an der Liebe fehlen ließ, so war er es. Jeder seiner Briefe aus jener Zeit enthält Schimpfreden gegen die Juden, sie sind Gefindel, widerwärtig und ekelhaft. Der Jude der Wirklichkeit mit seinen Fehlern und Schmutz, seinen

Gebrechen und seinem Gemauschel war ihm, dem Menschen wie dem Künstler, unangenehm, das Judentum selbst unästhetisch, „keine griechische Tragödie, die Furcht und Mitleid“ einsflößt. Er konnte sich wohl für die Idee des Judentums begeistern und pathetisch ausrufen: „Verwelke meine Rechte, wenn ich deiner vergesse, Jeruscho-laim!“ Aber die Juden selber sagten ihm nichts. Er besaß nicht mehr „die Kraft, einen Bart zu tragen, zu fasten, zu hassen und aus Haß zu dulden“. Dazu gehörte mehr als ein unbestimmtes Gefühl der Stammeszugehörigkeit und mehr als eine Idee, dazu gehörte der Glaube, und der fehlte ihm. Von Anfang an ließ er, „der Verächter aller positiven Religionen“, den Freunden keinen Zweifel, daß er sich nicht zum „Champion der Religion der Menschenmätelei“ weder in hebräischer noch in verdeutschter Form aufwerfen werde, daß er nicht für die Religion, sondern nur für die politischen Rechte und die bürgerliche Gleichstellung seiner „unglücklichen Stammesgenossen“ eintreten werde. Aber — fährt er fort — „der germanische Pöbel wird meine Stimme hören, daß es in deutschen Bierstuben und Palästen widerhallt“. Der Mangel an Glauben, den andere wie Gans durch elegante Hegelsche Phrasen zu verdecken mußten, hat Heines Eintreten für das Judentum gelähmt. Er war zu sehr Dichter, um mit Phrasen ohne Stimmung zu arbeiten. Der Aufsatz über den „großen Judenschmerz“ blieb ungeschrieben, nicht wegen der Kopfschmerzen, sondern weil der Verfasser sich die ewige Frage vorlegte, ob „der alte Freiherr vom Sinai und Alleinherrscher Judäas ebenfalls aufgeklärt sei, seine Nationalität abgelegt und seine Ansprüche und seine Anhänger zum Besten einiger vagen, kosmopolitischen Ideen aufgegeben habe?“ Auch der „Rabbi von Bacherach“ mußte Fragment bleiben, weil die Stimme des „petit juif d'Amsterdam“, der dem alten Herrn sagte: „Entre nous, Monsieur, vous n'existez pas“, in der Brust des Dichters widertönte.

Es war für ihn eine schwere Enttäuschung, vielleicht die schwerste seines Lebens, daß ihm das Judentum, dem er sich mit der größten Begeisterung und der freudigsten Hoffnung zugeschworen hatte, nicht

mehr bieten konnte, daß es keine seiner Erwartungen erfüllte und nicht der Pfeiler wurde, auf dem er sein Leben und seine Dichtung aufbauen konnte. Diese Enttäuschung hat ihn mit furchtbarer Bitterkeit gegen das Christentum erfüllt. Er selbst schrieb 1823 seinem Schwager, daß seine Anhänglichkeit an das Judentum seine Wurzel bloß in einer tiefen Antipathie gegen das Christentum habe. In dieser Verstimmung hat er die schwersten Beschimpfungen gegen das Christentum und Deutschtum erhoben. Er schrieb an Sethe: „Alles was deutsch ist, ist mir zuwider. . . . Alles Deutsche wirkt auf mich wie ein Brechpulver“ und er verglich in einem Briefe an Wohlwill die christliche Religion mit einer zertretenen Wanze, die den armen Juden die Luft verpestete. Heine hat die schmählichen Worte sofort wieder durchgestrichen. Sie entsprachen nicht seiner Überzeugung, so wenig wie die Ausfälle gegen Deutschland. Sie sollen hier auch nicht stehen, um ihn anzuklagen, sondern als Zeugnis des Seelenzustandes, in den ihn der für ihn unmögliche Versuch, zum Judentum zurückzukehren, versetzte. Es ist gewiß kein Wunder, daß er schon nach wenigen Monaten im Besuch der Vereinsfikungen lässig wurde, und wenn er sich in jedem Brief an die Freunde in starken Worten gegen den Vorwurf verwahrte, daß sein Interesse an der gemeinsamen Sache erkaltet sei, so beweist das am besten, daß seine ganze Haltung eine derartige Verwahrung dringend nötig machte und daß er für ein unsicheres Mitglied gehalten wurde. Wenn es das Ziel des Vereins war, das historische Judentum mit der modernen Bildung zu versöhnen, so hat er bei seinem bedeutendsten Mitglied das Gegenteil erreicht und hat ihn in einen Konflikt zwischen dem Judentum und der modernen Bildung gestellt, die auf der christlich-deutschen Kultur beruht. Er hat dem Dichter wenig gegeben, aber viel genommen, vor allem das sichere Gefühl, daß er trotz seiner Religion ein Deutscher sei und nach Deutschland gehöre. Er hat den Zweifel in seine Brust gesät, ob ein Jude überhaupt ein deutscher Dichter sein könne, und er hat durch diesen Zweifel die Unsicherheit und den Mangel an Tradition und Zielbewußtsein, mit denen Heine schon durch Geburt und Er-

ziehung belastet war, in gefährlicher Weise gesteigert. Sein leicht bewegter Charakter und seine schnell zugreifende Phantasie machten ihn zum Spielball der verschiedensten geistigen Strömungen; dazu kam jetzt eine neue, das Judentum, das ihn von dem einzigen festen Boden wegzuspülen drohte, dem Volkstum, dem er nach Sprache und Geist allein angehörte. Es ist kein Zufall, daß um diese Zeit in der Brust des Dichters der Gedanke aufdämmerte, daß er in Deutschland nicht seine Heimat habe und daß er dort nicht am rechten Platze sei.

Auch mit der Geschäftsführung des Vereins war er nicht einverstanden. Die klingenden Phrasen des Schönredners Gans sagten ihm nicht zu; sein scharfer Blick erkannte, daß sich die großen Versprechungen nicht in Taten umsetzen ließen und daß die „Tratten auf die Philosophie mit Protest zurückkommen“ würden. Die Verschwommenheit der Bestrebungen und das Übermaß der „Ideen“ widerstrebten ihm, der nie ein abstrakter Denker war, er verlangte Klarheit, keine Philanthropie, und vor allem vermißte er bei seinen Vereinsgenossen jede Spur von Kraft und Selbstbewußtsein. Ein Drama wie Michael Beers „Paria“, in dem der als Jüder verkleidete Jude gottergeben alle Bedrückungen erträgt und sein Schicksal nur als philosophisches Problem betrachtet, empörte Heine. Das Übermaß von Philanthropie, das Gans in gut stilisierten Worten, Moser in Taten bekannte, war ihm unleidlich. Das Judentum bildete in seinen Augen keine dialektische, sondern eine politische und soziale Frage, und er fühlte, daß, wenn es überhaupt eine Lösung gab, diese durch Diskussionen und noch dazu durch solche im Stil Hegels nicht gewonnen werden konnte. Er machte damals mit einem Freund, dem jungen polnischen Grafen von Breza, den er in Berlin kennen gelernt hatte, eine kurze Reise in dessen Heimat, und wenn er dort die geschlossene Masse der Ostjuden mit ihren zersplitterten westlichen Glaubensgenossen verglich, so konnte er nicht zweifeln, von wem das Judentum mehr zu erwarten hatte. Dort ein niedriges und starres, aber doch instinkticherer Volkstum, hier ein ängstliches, vom Vorurteil beherrschtes Anschmiegen und Lavieren. So kam er

zu dem Urteil: „Der polnische Jude mit seinem schmutzigen Pelze, mit seinem bevölkerten Barte und Knoblauchgeruch und Gemauschel ist mir immer noch lieber als mancher in all seiner staatspapiernen Herrlichkeit.“

Der Aufsatz „über Polen“ ist die erste politische (VII, 188 ff.) Schrift Heines. Sie zeigt sein erwachendes Interesse für das öffentliche Leben, das er in den „Berliner Briefen“ über Theater- und Literaturklatsch ganz vergessen hatte. Seine Kritik an den Zuständen in preußisch Polen hat damals viel Widerspruch erregt, und sicher verlegte ein kurzer Aufenthalt von wenigen Wochen im Haus eines befreundeten Aristokraten einen jungen Mann ohne wirtschaftliche und politische Erfahrung nicht in die Lage, das polnische Problem in seiner ganzen Bedeutung und Schwierigkeit zu erfassen, aber ebenso sicher ist, daß Heine mit guter Beobachtungsgabe manchen Mißgriff der Deutschen und der preußischen Verwaltung erkannt hat. Wenn er, der damals mitten in der jüdischen Bewegung stand und sich als ein Sohn der französischen Philosophie bezeichnete, dem preußischen Militär das Lob erteilt, es sei in Posen „wie überall brav, wacker, höflich, treuherzig und ehrlich“, so wird man anerkennen, daß er sich nach besten Kräften bemüht hat, objektiv zu sein, und es ist zu bedauern, daß von den Staatsbehörden nur der Zensur auf seine Ausführungen geachtet hat. Die Ereignisse der neuesten Zeit haben Heines Auffassung in vielen Stücken leider gerechtfertigt. Die Fehler, die in der Ostmark gemacht sind, rührten nicht von gestern, nicht aus der Kriegszeit, sondern waren ein Jahrhundert alt. Damals war es noch Zeit, andere Wege einzuschlagen.

Heine selbst legte wenig Wert auf die kleine Schrift. Er betrachtete sie als einen flüchtigen Reisebericht, nicht als politischen Aufsatz. Die Politik lag ihm noch fern, nur der Zufall der Reise führte ihn auf ein politisches Gebiet, aber der Aufsatz zeigt doch ein instinktives Behagen an der Erörterung öffentlicher Verhältnisse. Einstweilen dachte Heine an solche Dinge nicht, sondern wollte trotz Hegel und trotz des „Vereins für Kultur und Wissenschaft des Judentums“ nur Dichter sein.

Sein Ruf, der bald durch das Erscheinen seiner ersten Gedichtsammlungen bestätigt wurde, brachte ihn in Verbindung mit dem literarischen Berlin. Daß sich ihm die jüdischen Autoren wie Michael Beer, der Bruder des Komponisten Meyerbeer und Verfasser des schon erwähnten „Paria“, und Ludwig Robert, der Dichter der „Macht der Verhältnisse“, näherten, war selbstverständlich, aber auch mit Chamisso, mit Fouqué, dem Erzähler der „Undine“, mit Willibald Alexis (Hering), Hitzig, Schleiermacher und dem großen Sprachforscher Franz Bopp hat er in mehr oder weniger freundslichem Verkehr gestanden, ebenso mit den zahlreichen Schriftstellerinnen des damaligen Berlin, Amalie von Helwig, Hermine von Chezy, Fanny Tarnow u. a. m. Die schöne Frau Roberts Friederike machte sogar einen tiefen Eindruck auf Heine. Er hat sie in dem erst viel später veröffentlichten Sonettenzyklus „Friederike“ (I, 254 ff.) im besten Schlegelstil gefeiert, besonders in dem hübschen ersten Gedicht:

Verlaß Berlin, mit seinem dicken Sande,
und dünnen Tee, und überwig'gen Leuten,
die Gott und Welt, und was sie selbst bedeuten,
begriffen längst mit Hegelischem Verstande.

Komm mit nach Indien, nach dem Sonnenlande,
wo Ambrablüten ihren Duft verbreiten,
die Pilgerscharen nach dem Ganges schreiten,
andächtig und im weißen Festgewande.

Dort, wo die Palmen wehn, die Wellen blinken,
am heil'gen Ufer Lotosblumen ragen
empor zu Indras Burg, der ewig blauen;

Dort will ich gläubig vor dir niedersinken,
und deine Füße drücken, und dir sagen:
Madame! Sie sind die schönste aller Frauen!

Aber die Angejüngene dachte gar nicht daran, diesem lockenden Ruf zu folgen. Sie liebte ihren Mann, und der Dichter hat sich von Anfang an keine Hoffnungen gemacht, daß er mehr als ein freundliches Lächeln der kalten Schönheit erreichen würde.

In zwei Häusern ist Heine hauptsächlich mit dieser literarischen

Gesellschaft in Berührung gekommen, bei Elise von Hohenhausen und Rahel Barnhagen. Die erstere kannte er schon von Hamburg, jetzt hatte sie sich in Berlin niedergelassen und in den wenigen Jahren 1820—24, die ihr dortiger Aufenthalt dauerte, gelang es ihr, ihren Salon zu einem der Mittelpunkte des literarischen Lebens zu machen. Die eignen Werke der „gefühlvollen Dichterin“ mit dem „sanften, für reine Ideale empfänglichen Gemüte“, wie Heine sie nannte, sind längst vergessen und nur als eine der ersten Übersetzerinnen Byrons wird sie noch in den Literaturgeschichten erwähnt. Sie schwärmte damals für den edeln Lord, hatte offenbar Heine schon in Hamburg auf ihren Lieblingsdichter hingewiesen und ihn veranlaßt, eines seiner Lieder zu übertragen; jetzt empfing sie den fünf- undzwanzigjährigen Studenten gern in ihrem Hause und proklamierte ihn als den deutschen Byron, als den Nachfolger des Engländers in Deutschland. Das war nicht nur in der Meinung dieser Byronschwärmerin das größte Lob, sondern überhaupt die denkbar höchste Anerkennung. Es war schon etwas Großartiges, daß sich ein Deutscher mit einem Ausländer vergleichen durfte, und nun gar mit Byron, der Europas Schmerzen trug und Europas Freiheitskampf kämpfte. Heine war bereit, seine Erbschaft anzutreten. Wenn er selber noch sagte, so ermutigten ihn die Besprechungen seiner ersten Gedichte, die ihn durchweg als Geistesverwandten des Engländers bezeichneten, wie es auch schon sein verehrter Meister Schlegel in Bonn getan hatte. Einem so schmeichelhaften Ruf konnte der Jüngling sich nicht versagen. In seinen Briefen spricht er jetzt häufig von Byron als „seinem Better“ und bei dessen vorzeitigem Ende schrieb er dem getreuen Moser: „Der Todesfall Byrons hat mich übrigens sehr bewegt. Er war der einzige Mensch, mit dem ich mich verwandt fühlte, und wir mögen uns wohl in manchen Dingen geglichen haben. . . . Ich las ihn selten seit einigen Jahren; man geht lieber um mit Menschen, deren Charakter von dem unsrigen verschieden ist. Ich bin aber mit Byron immer behaglich umgegangen wie mit einem völlig gleichen Spießkameraden.“

Es ist schon darauf hingewiesen, daß Heines Jugendlyrik zum

großen Teil aus der Byronstimmung erwachsen ist, aber das war mehr eine unbewußte Hingabe an den Dichter, jetzt wollte er in bewußter Weise dem Menschen Byron nachfolgen. Er strebte danach, seine europäische Mission zu übernehmen und eine internationale Berühmtheit wie er zu erlangen. Sogar Außerlichkeiten des Vorbildes ahmte er nach, das Zucken der Oberlippe als Zeichen des inneren Höllenschmerzes, die stürmische Haartracht und das genial geschlungene Halstuch. Er ließ sich in der Byron-Pose malen, zeigte sich abstoßend und finster im Umgang und wob allmählich den Nimbus des Lasters und des Verführers um seine Person, obgleich er nach dem allgemeinen Zeugnis aus jener Zeit im Umgang mit Frauen schüchtern, ungewandt und ehrerbietig war, also das Gegenteil von einem Don Juan. Er tat seinem Wesen Gewalt an; der von Natur Bescheidene wurde anspruchsvoll und anmaßend; er drängte sich selbst vor, um es nur ja Byron gleich zu tun. Ein großer Teil von Heines unliebenswürdigen Zügen sind durch das Vorbild hervorgerufen, sie lagen nicht in ihm, sondern er nahm sie an, um zu zeigen: „Seht, bin ich nicht genau so wie Byron, gleiche ich nicht aufs Haar meinem großbritannischen Vetter?“ Selbst viele seiner damaligen Ausfälle gegen Deutschland und das Christentum wären vielleicht unterblieben, wenn ihm nicht der Hohn des Engländers auf das eigene Vaterland und seine Angriffe auf die Religion im „Giaour“ als besonders geniale und daher nachahmenswerte Leistungen vorgeschwebt hätten. Auch an seinem Übergang zur Politik und seiner Flucht aus der Heimat ist Byron nicht unbeteiligt, obgleich Heine damals schon erklärt hatte, daß er kein Nachbeter und Nachfrevler des edeln Lords sei und daß er dessen Poesie nicht vertragen könne. Das mag richtig sein. Aber es handelt sich nicht um den wirklichen Byron mit seinem mehr deklamatorischen als innigen Versen, sondern um den Träger der europäischen Legende. Sie hat auf unsern Dichter gewirkt, bis er selber bereit war, der Held dieser liberalen Legende zu werden.

Nimmt man an, daß Frau v. Hohenhausen den Dichter zuerst

auf dieses Vorbild hingewiesen hat, so hat ihr Verkehr nicht segensreich auf ihn gewirkt, zum mindesten nicht so segensreich wie der mit Rahel v. Barnhagen. Sie ist diejenige Frau, die Heine im ganzen Leben am nächsten gestanden hat, näher selbst als Mutter und Schwester. Er hat beide geliebt, aber mehr als liebevolle Familienangehörige waren sie ihm nicht. Sie besaßen gar nicht die Bildung, um an seinen Sorgen und seinen Kämpfen teilzunehmen, und hatten, ohne daß ihre besten Absichten angezweifelt werden sollen, keine Ahnung, daß ein Dichter eine andre Art von Liebe brauche als ein Mann, der morgens ins Geschäft geht und abends müde nach Hause kommt. Gerade Heine mit seinem weichen Gemüt, mit seiner launenhaften Reizbarkeit, seinem kränklichen Körper, seiner kindlichen Unbeholfenheit, seiner Rastlosigkeit und seinem Bedürfnis nach materiellem Behagen brauchte mehr als jeder andre Künstler eine Frau, die verständnisvoll und zart, mitfühlend und doch klug, schweigend und doch energisch für ihn sorgte, ja ihn leitete und vor den Fehlern bewahrte, in die ihn sein schwacher Charakter verstrickte. Es war das größte Unglück seines Lebens, daß er sie nicht oder doch nur für ganz kurze Zeit in Rahel fand, die ihm nach Jahren und Stellung nicht mehr als eine mütterliche Freundin werden konnte. Aber solange er in Berlin lebte, hat sie den denkbar größten veredelnden und bildenden Einfluß auf den Dichter ausgeübt.

Rahel Levin war 1771 geboren, sie hatte also, als Heine nach Berlin kam, bereits die fünfzig erreicht. Schon in früher Jugend zeigte sie einen bemerkenswerten Grad von Selbstständigkeit, indem sie sich nicht nach damaliger jüdischer Sitte an irgendeinen beinahe unbekanntem Mann verheiraten ließ, sondern sich ihr Leben selbst gestaltete. Es gelang ihr durch ihren Geist und ihre Bildung sowie durch ihr zwar nicht schönes, aber anziehendes Äußeres die beste Gesellschaft Berlins an ihr Haus zu fesseln. Selbst der geistvolle Prinz Louis Ferdinand, der bei Saalfeld in dem ersten Zusammenstoß mit den napoleonischen Truppen fiel, gehörte zu ihrem Freundeskreis, und wenn sie ihn zum Genossen ihrer Goethebewunderung machte, so machte er sie zur Vertrauten seiner Liebhaften. Nichts Mensch-

liches war Rahel fremd, sie war über Vorurteile erhaben und durch eine stürmische, aber unglückliche Leidenschaft zu einem spanischen Attache, die nicht zur Ehe führte, hatte sie die Gewalt der Sinne und des Herzens an sich selber kennen gelernt. Sie huldigte, wie später ihr Gatte schrieb, der Religion der Liebe, die jedes echte Gefühl heilig sprach und es für Pflicht hielt, ihm zu folgen. Sie stand auf dem Boden der Romantik, die dem großen Individuum, dem Genie, das Recht zuerkannte, sich über die Schranken und Gesetze der Philister hinwegzusetzen. Jedoch war sie eine tief sittliche Natur, und diese Sittlichkeit verhinderte sie, gleich den andern genialen Frauen ihrer Zeit, gleich Karoline Schlegel oder ihrer Glaubensgenossin Dorothea Veit, von einem Mann zum andern zu laufen und das zu genießen, was sie in der Theorie als Glück ansah. So klagte sie selber: „Die andern (Frauen) haben alles, weil sie Mut und Glück hatten, ich denke mir das meiste, weil ich kein Glück hatte und keinen Mut bekam.“ So lebte sie in einer Welt des Widerspruches, eine leidenschaftliche Natur ohne die Kraft, diese Leidenschaft auszuleben, unbefriedigt und innerlich zerrissen. Nur einen festen Punkt gab es in ihrem Dasein, das war ihre unbegrenzte Goetheverehrung. Als eine der ersten in Deutschland begriff sie die ganze Größe des Dichters und des Menschen, und die Verkündung seines Ruhmes wurde ihr zur Lebensaufgabe. In Berlin sammelte sie eine Goethegemeinde um sich, und das wenige, was sie über den Meister geschrieben hat, gehört zum Verständnisvollsten der damaligen Goetheliteratur. Sonst ist Rahel als Schriftstellerin nicht hervorgetreten. Das will viel sagen in jener schreibseligen Zeit, die in Ermangelung aller öffentlichen Interessen jeden begabten Menschen zum Literaten machte. Sie schrieb nichts, nicht weil sie nichts zu sagen hatte, sondern weil die Form, in der sie es zu sagen vermochte, ihren eigenen Ansprüchen nicht genügte.

Schon in reiferen Jahren stehend (1814), heiratete sie den westfälischen Edelmann August Warnhagen v. Ense. Er war wesentlich jünger als seine Gattin, hatte mit bescheidenem Erfolg und mit

mäßigem Eifer in der Diplomatie gearbeitet sowie den Krieg mitgemacht. Die Literatur interessierte ihn mehr als der Staatsdienst, und diese Interesse führte ihn zu Rahel, der er wohl an Geschmack und Verständnis für das Schöne, nicht aber an geistiger Tiefe und Größe der Auffassung ebenbürtig war. Barnhagen war der typische Mann des Tagebuchs, Anekdotenjäger, Notizensammler, Kleinigkeitskrämer, gefährlich dadurch, daß er jede Äußerung, ob er sie selbst hörte oder ob sie ihm zugetragen wurde, festnagelte, aber ein treuer Freund seiner Freunde und ein hingebender Gatte und Bewunderer seiner Frau. Auch in der Ehe behielt Rahel ihren jüdischen Glauben, obwohl ihr die Sache ihrer Glaubensgenossen gleichgültig war und sie ihre Abstammung geradezu als eine Schmach empfand. Sie war ohne Religion, und erst unmittelbar vor ihrem Ende besann sie sich auf den Glauben ihrer Väter. Das Vermögen der beiden Gatten erlaubte ihnen, auf dem damals in Berlin üblichen bescheidenen Fuß eine unbegrenzte Gastfreundschaft zu treiben. Beide besaßen einen ausgedehnten Bekanntenkreis, das Haus stand jedem offen, der geistig etwas zu bieten hatte, und es gab in der Zeit 1815—30 wohl kaum einen bedeutenden Menschen, ob er nun zu kürzerem oder längerem Aufenthalte nach Berlin kam, der nicht diesen führenden Salon besucht hätte. Dazu kam Rahels und ihres Mannes ausgedehnte Korrespondenz, so daß ihr Haus tatsächlich der Mittelpunkt des geistigen Deutschlands wurde. Theodor Mundt bezeichnete Rahel treffend als den mitempfindenden Nerv unserer Zeit. Sie war menschen-süchtig, wenn man dieses Wort im edeln Sinne versteht. Das Phänomen Mensch hatte für sie das höchste Interesse, während sie über Stand, Religion, sittliche und politische Anschauungen als äußere Zufälligkeiten hinweg sah. In dieser Beziehung war sie ihres Meisters Goethe würdige Schülerin, in dem Bestreben, ein Mensch mit Menschen zu sein.

Heine wurde bald nach seiner Ankunft in Berlin in dem Barnhagenschen Hause eingeführt. Verständnissvoll erkannte „die kleine Frau mit der großen Seele“ das Besondere in dem schüchternen, gesellschaftlich ungewandten Jüngling. Sie selbst berichtete später

über ihn: „Er wurde uns vor mehreren Jahren zugeführt wie so viele und immer zu viele; da er fein und absonderlich ist, verstand ich ihn oft und er mich, wo ihn Andere nicht vernahmen: das gewann ihn mir und er nahm mich als Patronin. Ich lobte ihn wie alle gern, und ließ ihm nichts durch, sah ich es vor dem Druck. Doch das geschah kaum; und ich tadelte dann scharf.“ Damit ist das Verhältnis der beiden richtig gezeichnet. Die „geistreichste Frau des Universums“, wie Heine sie genannt hat, erkannte die große Begabung des jungen Dichters, aber auch seine Schwächen und sie fühlte sich berufen, seine Erziehung zu übernehmen. „Ein großes Talent, welches aber reifen muß, sonst wird es inhaltsleer und höhlt zur Manier aus“, lautete ihr treffendes Urteil. Das anspruchsvolle Wesen des jungen Dichters wies sie scharf zurück. So schreibt sie einmal an ihren Gatten über Heine: „Er denkt überhaupt, was ihm ent schlüpft, was er sagen mag, ist für die Menschen gut genug.“ Es findet sich noch manche sehr scharfe Äußerung über den Dichter in dem Briefwechsel der beiden Barnhagen, und bei dem Charakter der Frau ist anzunehmen, daß sie ihm den Tadel nicht vorenthielt, sondern ihn darauf hinwies, „sein einziges Heil bestehe darin, er müsse Wahrheitsboden gewinnen und auf diesem fest begründet sein“. Es macht ihm, dem Eiteln, Empfindsamen, leicht Gefränkten Ehre, daß er die Mahnungen der klugen Frau ertrug. Er war wohl gelegentlich verlezt, aber nach kurzem Schmollen kehrte er immer wieder zu der grenzenlos verehrten Rahel zurück. Er ahnte, was ihm diese Frau geben konnte. In seinen Briefen spricht er zu ihr nicht wie ein junger Mann zu einer alternden Dame, sondern in der Verzückung eines Liebenden. Die „Heimkehr“ wurde ihr, obgleich ihr diese öffentliche Huldigung nicht einmal angenehm war, gewidmet, die anderen Dichtungen jener Zeit erhielt sie stets mit persönlichen Zuschriften von immer steigender Bewunderung. In der einen heißt es: „Ich laufe so wild in der Welt herum, manchmal kommen Leute, die mich wohl gern zu ihrem Eigentum machen möchten, aber das sind immer solche gewesen, die mir nicht sonderlich gefielen und solange dergleichen der

Fall ist, soll immer auf meinem Halsband stehen: J'appartiens à Madame Varnhagen." Und nach der Trennung, als er Berlin mit dem unerfreulichen Lüneburg vertauscht hatte, schrieb er an Rahels Mann: „Es ist ganz natürlich, daß ich den größten Teil des Tages an Sie und Ihre Frau denke, und mir immer lebendig vorschwebt, wie Sie beide mir so viel Gutes und Liebes erzeigt, und mich mürrischen, franken Mann aufgeheitert, und gestärkt, und gehobelt, und durch Rat und Tat unterstützt, und mit Makaroni und Geistespeise erquickt. Ich habe so wenig wahre Güte im Leben gefunden, und bin soviel schon mystifiziert worden, und habe erst von Ihnen und Ihrer großherzigen Frau eine ganz menschliche Behandlung erfahren.“ Dieser Enthusiasmus ist begreiflich, es war das erste Mal, daß Heine in einen Kreis von hochkultivierten Menschen trat, von Menschen, die sich jenseits des Gemeinen im Reich des Geistes und der Schönheit ein Leben geschaffen hatten. Die Begeisterung, mit der er sich ihnen anschloß, straft am besten seine eigene spätere Klage Lügen, daß er von Natur bestimmt war, nur das Gemeinste und Verächtlichste zu lieben. Es ist zu bedauern, daß er Rahels Umgang zu früh entzogen wurde; es wäre sonst vielleicht manches anders und besser geworden.

Nur in einem versagte ihr Einfluß, ihre Goethebewunderung konnte sie nicht auf Heine übertragen. Er las zwar auf ihre Veranlassung Goethe und schrieb ihr 1823 mit Stolz, er habe bis auf Kleinigkeiten alles gelesen und sei nun „kein blinder Heide mehr, sondern ein sehender“, aber unter diesen Kleinigkeiten befand sich auch der „Werther“, der ihm offenbar noch im nächsten Jahre fremd war, und wenn sein abschließendes Urteil lautete: „Goethe gefällt mir sehr gut“, so wird diese Anerkennung Rahels Erwartungen nicht genügt haben. Sie zeigt auch, daß der Dichter kein inneres Verhältnis zu Goethe besaß. Wir wissen, daß er ihn 1820 mit Schlegel in eine Reihe stellte. Dieser Schätzung huldigte er in Berlin nicht mehr, denn mit der Abreise von Bonn verschwindet auch der Name seines damaligen Meisters aus seinen Briefen und Schriften. Heine besaß im Gegensatz zu anderen Autoren zumeist ein

klareres Urteil über seine eignen Leistungen als die der andern. Sein Geschmack war nie ganz sicher und besonders in jüngeren Jahren bewegte er sich in seltsamen Irrgängen. In einem Claurenschen Lustspiel fand er „eine leichte, originelle, fast märchenhafte Heiterkeit“, Müllners „Schuld“ erklärte er für sein „Lieblingsbüchlein“, die trivialen Reimereien seines Kommilitonen Rousseau gefielen ihm ausgezeichnet, und das klägliche Trauerspiel „Tassos Tod“ von Wilhelm Smets würdigte er 1821 einer spaltenlangen anerkennenden Besprechung (VII, 152 ff.). Unter diesen Dichtern war freilich kein Platz für Goethe. Als der Freund Barnhagen 1824 ein größeres Sammelwerk zu Goethes Ehren veranstaltete, lieferte ihm auch Heine einen Beitrag aus Lüneburg, der leider nicht erhalten ist. Er wurde nicht aufgenommen, angeblich weil er zu spät eintraf, in Wirklichkeit, wie der Verfasser vermutete, weil er den Herausgeber Barnhagen nicht befriedigte. Sicher beging Heine nicht die Geschmacklosigkeit, Goethe in dieser Gelegenheitschrift zu tadeln; im Gegenteil es ist anzunehmen, daß er mit Lob damals nicht kargte, wo er selbst aufs eifrigste bemüht war, die Aufmerksamkeit und Anerkennung des Meisters zu gewinnen. Aber es fehlte das richtige Verständnis, der Gleichklang der Seelen, der die echte Empfänglichkeit erzeugt. Und dabei ist es auch geblieben. Heine hat später Goethe getadelt und gelobt, aber Lob und Tadel wurden durch Ursachen bestimmt, die mit Goethes poetischer Bedeutung kaum etwas zu tun hatten.

Auch in dem trinkfrohen literarischen Kreise, der sich in der bekannten Weinstube von Lutter und Wegener am Gensdarmenmarkt zu versammeln pflegte, hat Heine verkehrt. Freilich den Begründer der fröhlichen Bechgesellschaft und ihr geistiges Haupt, den Dichter und Kammergerichtsrat C. T. A. Hoffmann, den sog. Gespensterhoffmann, hat er nicht mehr persönlich gekannt, ein schweres Rückenmarksleiden fesselte diesen an seine gegenüberliegende Wohnung. Damit war der Genialste aus der Schar hinweggenommen. Wehmütig mochte sein Kumpan, der große Schauspieler Ludwig Devrient, auf den leeren Stuhl des trunk- und witzreichen Gefährten blicken. Die jüngeren Mitglieder boten keinen Ersatz, weder Dietrich Grabbe,

dessen starkes dramatisches Talent bald im Alkohol unterging, noch Karl Köchy, Friedrich von Uechtritz oder Ludwig Gustorf, Literaten von zweifelhafter Befähigung und teilweise sogar zweifelhafter Moral, so daß Heine sich bald genötigt sah, ihre unliebsame Intimität abzuschütteln. Die geistvollen Gelage bei Lutter und Wegener arteten in wüstes Toben aus, und es ist kaum anzunehmen, daß unser Dichter an dem Lärm Gefallen fand und in diesem radaulustigen Kreise eine Rolle spielte. Er haßte den Tabaksqualm, er schätzte den Wein, wenn ihm seine Kopfschmerzen überhaupt den Alkoholgenuß erlaubten, nach der Güte und nicht nach der Menge, und sein stilles Wesen und scharf pointierter Witz waren zu fein, um in dieser weinseligen Gesellschaft zur Geltung zu kommen.

Soweit wir wissen, hat Heine in Berlin sehr solide gelebt. Er hat überhaupt niemals einen ausschweifenden Lebenswandel geführt. Es hat wohl Zeiten gegeben, wo er sinnlichen Genüssen mehr nachging, als für seinen schwachen Körper gut war, und er besaß wie die meisten künstlerisch schaffenden Naturen eine starke, vielleicht auch nicht ganz gesunde Sinnlichkeit, aber im Gegensatz zu andern Dichtern genügte es ihm, sie bei Damen zu befriedigen, die aus der Befriedigung ein Gewerbe machten. Er hat, wie alle jungen Leute, Schönheiten gekannt, die man nicht unter den Linden grüßt, aber aus seinem ganzen Leben ist nicht eine große Leidenschaft bekannt, nicht eine von den „kolossalen Amouren“ oder diabolischen Verführungskünsten, die man ihm nachsagte und die er sich gern nachsagen ließ. Der interessante Wüstling ist ein literarischer Typus, den die Dichter jener Zeit durchweg mit mehr oder weniger Glück verkörperten. Byron spielte die Rolle meisterhaft, und wenn er gewiß auch kein moralisch einwandfreies Leben führte, so ist doch schon bei ihm der Nimbus ungeheuerster Lasterhaftigkeit Wache und Reklame. „Unsere kleinen Byrons“, wie sie Chamisso spöttisch nannte, durften hinter dem Meister nicht zurückstehen und spielten, jeder in seiner Art, die Rolle des gewissenlosen Roués, Musset und Lermontoff so gut wie Heine. Das Genie trat dadurch in einen wirkungsvollen Gegensatz zu dem Philister und erregte bei ihm

nicht nur Argerniß, sondern auch Neid und staunende Bewunderung. Es war gewiß keine unerhörte Leistung, die „Liebe“ einer Klarisse, Seraphine, einer bessern Bürgerstochter oder einer Schönheit aus dem Tanzlokal zu erringen, aber diese Heldentaten wurden vor ganz Europa ausposaunt und die Helden gebärdeten sich als die wildesten Don Juans. Don Juan war ja in den Augen der Romantiker der gleichberechtigte Zwilling Bruder Fausts, und je mehr Weiber er durchlebte, um so unglücklicher mußte er werden. Das Weib als der Gegenstand der großen Enttäuschung, als das Ziel der ewig unbefriedigten Sehnsucht, das ist der Grundgedanke dieses mehr oder weniger geschickt gespielten Wüßlingtumes. Bei Heine wirkt das Prahlen mit Lastern, die er nicht besaß, besonders unerfreulich, weil es weder zu seiner Person noch zum Wesen seiner Poesie paßt, weil er sich geradezu einen Zwang antun mußte. Er hatte es sich selber zuzuschreiben, wenn die Philister sich unheimliche Dinge von ihm ins Ohr flüsternten:

Sie haben dir Viel erzählt,
und haben Viel geklagt;
doch was meine Seele gequälet,
das haben sie nicht gesagt.

Sie machten ein großes Wesen
und schüttelten kläglich das Haupt;
sie nannten mich den Bösen,
und du hast alles geglaubt . . .

(I, 74)

Falsch war es, daß er den Vorwurf gegen andre erhob, er selbst machte das „große Wesen“ und haushalte seine kleinen, epikuräischen Freuden zu ungeheuren Taten auf, ob er nun in seiner Jugend Byron nachahmte oder später den großen Heiden und Dionysier in seinem von Weiberscharen umtanzten Triumphwagen spielte. Vor dem Ernst des Krankenlagers hielt diese Rolle nicht stand, und da konnte der Dichter einen Freund versichern: „Glauben Sie mir, ich habe moralischer gelebt als die meisten der Menschen, die mich fortwährend der Immoralität zeihen. Nie habe ich eine Unschuld verführt oder eine Ehefrau zur Untreue verleitet. Können viele Menschen dasselbe von sich sagen? . . . Ich habe mir am Abend

meines Lebens keine Vorwürfe zu machen. Ich habe nie ein Mädchen verführt und nie eins verlassen. Ich war nie der erste Liebhaber und nie der letzte.“ Nein, Heine war nicht der Don Juan, als der er sich zeitweilig aufspielte, kein Schmetterling, der von Blume zu Blume flatterte, wie seine Großnichte, die Fürstin della Rocca, in ihrem törichten Buch erklärt, offenbar um ihrem großen Verwandten eine Ehre zu erweisen.